

Schwestern und Brüder!

*Wir werden eingetaucht
und mit dem Wasser der Sintflut gewaschen,
wir werden durchnässt
bis auf die Herzhaut.*

*Der Wunsch nach der Landschaft
diesseits der Tränengrenze
taugt nicht,
der Wunsch, den Blütenfrühling zu halten,
der Wunsch, verschont zu bleiben,
taugt nicht.*

*Es taugt die Bitte,
dass bei Sonnenaufgang die Taube den Zweig vom Ölbaum bringe.
Dass die Frucht so bunt wie die Blüte sei,
dass die Blätter der Rose noch am Boden eine leuchtende Krone bilden.*

*Und dass wir aus der Flut,
dass wir aus der Löwengrube und dem feurigen Ofen
immer versehrter und immer heiler
stets von neuem zu uns selbst entlassen werden.* (Hilde Domin)

Dieses Gedicht der Lyrikerin Hilde Domin ist für mich ein „Taufgedicht“. In Bildern von großer sprachlicher Dichte kleidet die Dichterin darin die Bedeutung dessen, was „taufen“ meint: eintauchen, „bis auf die Herzhaut“ durchnässt werden, sich ganz einlassen – auch auf die Landschaft jenseits der Tränengrenze und die Nächte des Lebens, die jugendliche Unversehrtheit des Anfangs nicht aufsparen, sondern sie aussetzen der Berührung, dem Welken, dem Vergehen. Und so – *immer versehrter und immer heiler* – Mensch werden.

Das Fest „Taufe des Herrn“, das die Schwelle zwischen Weihnachtszeit und liturgischem „Alltag“ markiert, buchstabiert die Botschaft von der Menschwerdung Gottes noch einmal. Der Fokus liegt allerdings nicht mehr auf dem rührenden Jesus-Kind in der Krippe, sondern auf dem erwachsenen Mann Jesus. Der unterzieht sich in der Erzählung des heutigen Tagesevangeliums – wie unzählige seiner Zeitgenossen vor und nach ihm – der Taufe des Johannes‘ im Jordan, dem Lebensstrom Israels. Johannes‘ Taufe war – so berichten andere Quellen – eine Taufe zur Sündenvergebung, zu Umkehr und Neubeginn, eine Art Reinigungsbad. Man kann diese Erzählung von Jesu Taufe demnach so lesen: Gott lässt die Realität menschlichen Lebens ganz an sich heran; Gott macht sich diese Realität ganz zu eigen – diesfalls ihre Fehleranfälligkeit, Unzulänglichkeit und Verletzlichkeit, ihren immer wiederkehrenden Bedarf nach Reinigung, Heilung, Korrektur und Neuanfang. Und Gott erklärt in der „Stimme aus dem Himmel“ diesem so behafteten Menschsein seine Liebe.

Genau dadurch erhalten diese zumeist negativ konnotierten Aspekte menschlicher Existenz aber eine ganz neue Bewertung: Sie sind integraler Bestandteil menschlichen Lebens; sie gehören dazu und machen unser Leben erst menschlich. Wir sind keine Götter und brauchen es nicht zu sein. Gott liebt uns als seine *menschlichen* Töchter und Söhne.

Die anhaltenden Beeinträchtigungen unseres Lebens aufgrund der Covid19-Pandemie gehen allen Menschen nahe und auf die Nerven – gewiss. Ich bin jedoch davon überzeugt, dass nicht nur all die Einschränkungen und Behinderungen belasten. Vielmehr berührt die Pandemie unser generelles Lebensgefühl; sie macht deutlich spürbar: Wir sind verwundbar, gefährdet, verletzlich; niemand ist davor gefeit. Die Pandemie macht deutlich, wovon auch Hilde Domin spricht: „*Der Wunsch nach der Landschaft diesseits der Tränengrenze taugt nicht, der Wunsch, den Blütenfrühling zu halten, der Wunsch, verschont zu bleiben, taugt nicht.*“ – Und das ist gut so. Wir sollen ja keine Götter werden, sondern Menschen.

Die Pandemie – und verstehen Sie mich jetzt bitte nicht falsch! – die Pandemie ist zwar mit oft großem Leid, mit Angst und Verlusten verbunden. Aber sie bringt uns eben auch unserem Menschsein näher; sie ist wie eine weltumspannende Taufe, die uns ganz eintauchen heißt in das, was Menschsein eben auch bedeutet und ausmacht. *Darum* taugt die Bitte nicht, verschont zu bleiben von allem, was unser Leben verletzt, beeinträchtigt und leiden macht. Worum es vielmehr zu bitten gilt: „*immer versehrter*“, weil gerade dadurch eben auch „*immer menschlicher*“ und also „*immer heiler*“ zu dem entlassen zu werden, was wir sind: Menschen – und als solche Gottes geliebte Kinder.